

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 5

Artikel: Frau Sorge [Fortsetzung folgt]
Autor: Sudermann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663477>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häussichen Herd.



XXXIV. Jahrgang.

Zürich, 1. Dezember 1930.

Heft 5

Herbst.

Von Emanuel Geibel.

Ich sah den Wald sich färben,
Die Luft war grau und stumm;
Mir war betrübt zum Sterben,
Und wußt' es kaum, warum.

Durchs Feld vom Herbstgestäude
Herfrieb das dürre Laub;
Da dach' ich: „Deine Freude
Ward so des Windes Raub.

Dein Lenz, der blütenwolle,
Dein reicher Sommer schwand;
Un die gefrorne Scholle
Bist du nun festgebannt.“

Da plötzlich floß ein klares
Gefön in Lüften hoch;
Ein Wandervogel war es,
Der nach dem Süden zog.

Ach! wie der Schlag der Schwingen,
Das Lied ins Ohr mir kam,
Fühl' ich's wie Trost mir dringen
Zum Herzen wundersam.

Es mahnt aus heller Kehle
Mich ja der flücht'ge Gass:
„Vergiß, o Menschenseele,
Nicht, daß du Flügel hast!“

Frau Sorge.

Roman von Hermann Sudermann.

8. Kapitel.

Paul trat nun in die Wirtschaft. Den Schwur, den er am Morgen seines Einsegnungstages getan hatte, hielt er getreulich. — Er arbeitete wie der letzte seiner Knechte, und wenn die Mutter ihn bat, sich zu schonen, dann küßte er ihr die Hand und sagte: „Du weißt, wir haben viel gutzumachen.“

Abends, wenn das Gesinde zur Ruhe gegangen war und die Zwillinge sich in den Schlaf getollt hatten, dann saßen Mutter und Sohn oft stundenlang beisammen und planten und rechneten, aber war ein Entschluß in ihnen zur Reife gekommen und lächelte ein Schimmer von

Hoffnung aus ihren Augen, dann geschah es oft, daß sie plötzlich zusammenschraken und mit einem Seufzer die Köpfe hängen ließen — aber keiner sprach es aus, was ihm das Herz belastete...

Zu dieser Zeit sang Frau Elsbeth stark zu altern an. Lange, schmale Furchen zogen sich über ihre Wangen, das Kinn trat stark hervor, und das Haar erhielt einen Silberschimmer. Nur aus den dunklen Tiefen ihrer vergrämten Augen konnte man noch herauslesen, wie schön sie einst gewesen war.

„Ja, siehst du, jetzt bin ich eine alte Frau,“ sagte sie eines Morgens zu ihrem Sohne, als

sie sich vor dem Spiegel die Haare kämme, „und das Glück ist noch immer nicht gekommen.“

„Sei still, Mutter, wofür bin ich denn da?“ erwiderte er, obwohl ihm gar nicht so hoffnungsfreudig zumute war.

Da lächelte sie traurig, streichelte ihm Wangen und Stirn und sagte: „Ja, du siehst mir ganz so aus, als hättest du das Glück an den Flügeln gefangen; ... aber ich will nicht so reden,“ fuhr sie fort, „was fing' ich wohl an, wenn ich dich nicht hätte?“ — — —

Solch ein Augenblick überströmender Liebe mußte für lange vorhalten, denn oft vergingen Monate, ohne daß Mutter und Sohn vor lauter Beklommenheit der Herzen sich etwas Bärtschiges zu sagen wagten. —

Die Zwillinge wuchsen derweilen zu zwei tollen, pausbäckigen Wildlingen heran, denen kein Baum zu hoch, kein Graben zu tief war. Das krause Braunhaar hing ihnen in tausend widerspenstigen Ringeln über die Schläfen herab, und darunter guckten zwei Augenpaare, so voll von Schelmerei, so blitzend in Scheu und Reckheit zugleich, als lachten verirrte Sonnenstrahlen aus tiefer Waldesnacht heraus.

Das Gelächter der beiden hallte früh morgens und spät abends durch das einsame Heidehaus, und um so drückender war die Stille darin, wenn sie in der Schule weilten oder sich draußen auf dem weiten Plane umhertrieben.

Den Zwillingen war alles egal. Ob Sonnenschein, ob Sturm im Hause, sie hatten den Kopf stets voller Streiche, und wenn das Toben des Vaters einmal so arg wurde, daß sie es geraten hielten, sich hinter dem Ofen zu verkriechen, so entschädigten sie sich dort, indem sie sich heimlich in die Beine kniffen.

Für Paul hegten sie eine grenzenlose Liebe, was sie jedoch nicht abhielt, die besten Bissen von seinem Teller, die weiitesten Papierschnitzel aus seiner Mappe und die schönsten Knöpfe von seinen Hosen einfach als ihr Eigentum zu reklamieren, denn sie stahlen wie die Elstern.

Er hatte große Sorge um sie, denn er fürchtete, sie würden immer mehr verwildern, insbesondere da die Mutter immer müder und nutzloser wurde und die Dinge gehen ließ, wie sie gingen. Aber er fing seine Erziehungsversuche am unrechten Ende an. Seine Mahnungen fruchten nichts, und einmal, als er mitten in einer schönen Strafpredigt war, geschah es, daß die eine plötzlich auf seinen Schoß sprang,

ihm an der Nase ergriff und der Schwester zurrif: „Du — er kriegt 'nen Bart.“

Drauf kletterte diese ihr nach, und beide wollten um die Wette an seinen Lippen zupfen. — Als er nun aber ernstlich böse wurde, fingen sie an zu hocken und meinten: „Pfui — wir reden nicht mehr mit dir.“

Elsbeth hatte er seit seinem Einsegnungstage nicht wieder gesehen, wiewohl inzwischen ein ganzes Jahr vergangen war.

Es hieß, sie sei nach der Stadt geschickt worden, um dort „gesellschaftliche Bildung“ zu lernen. — Dies Wort hatte ihm einen Stich durchs Herz gegeben, er wußte kaum, was es bedeutete, aber er fühlte dunkel, daß sie sich nun weiter und weiter von ihm entfernte.

Da geschah es eines Tages um die Österzeit, daß er ein Stück Ackerland bearbeiten ging, das, versprengt von dem andern Besitztum, fernab am Waldesrande lag. — Er selbst säte, und ein Knecht mit zwei Pferden ging nacheggend hinterdrein.

Er hatte ein großes weißes Sädelaken um die Schultern geschlungen und beobachtete mit stillem Vergnügen, wie die Samenkörner im Sinken gleich einem goldenen Springquell niedersankten. Da war es ihm, als sehe er zwischen den dunklen Stämmen des Waldes etwas Hellschimmerndes auf und nieder schaukeln — wie eine Wiege, die in der Luft schwebte. Doch nahm er sich kaum Zeit, darauf zu achten, denn das Säen ist eine Arbeit, die Aufmerken verlangt.

So kam die Frühstückspause heran. Der Knecht setzte sich auf den Kornsack, er selbst aber, da ihm heiß geworden war, ging nach dem Walde, um Schatten zu haben.

Er warf einen flüchtigen Blick nach der schwebenden Wiege und dachte: „Das muß wohl eine Hängematte sein;“ aber um den, der darinnen lag, kümmerte er sich nicht.

Da war es ihm plötzlich, als hörte er seinen Namen rufen.

„Paul, Paul!“ Es klang ganz lieb und vertraut, und mit einer hellen, weichen Stimme, die ihm wohl bekannt schien.

Erschrocken schaute er auf.

„Paul, komm doch her!“ rief die Stimme noch einmal. Es lief ihm heiß und kalt über den Nacken herab, denn er wußte nun, wer es war.

Er ließ einen verschämten Blick über seine Arbeitskleider gleiten und machte sich daran,

den Knoten des Lakens loszulösen, aber der hatte sich in den Nacken zurückgeschoben, so daß er ihn nicht erreichen konnte.

„Komm doch so, wie du bist,“ rief die Stimme, und nun sah er auch, wie ihr Oberkörper sich in der Matte emporrichtete, während ein Buch mit rot und goldenem Einband ihren Händen entglitt und zur Erde fiel.

Zögernd kam er näher, indem er heimlich versuchte, die Stiefel, an denen der Schmutz des feuchten Ackers klebte, in dem Moose abzuwaschen.

Sie ihrerseits hatte noch im letzten Augenblick bemerkt, daß ihre Füße mitsamt den weißen Strümpfen unter dem Kleide hervorguckten, und machte sich eilig daran, sie mit dem Tuche, das sie um die Schultern geschlungen hatte, zu verdecken. Aber sie vermochte nicht, es unter ihren Armen hervorzuwerfen, und da sie keinen andern Rat wußte, so fauerte sie sich schnell zusammen, so daß sie dasaß wie ein brüttendes Hühnchen, während die Hängematte heftig hin und her schwankte.

Vielleicht hatte sie die Absicht gehabt, ihm durch ihre Sicherheit und ihre frisch erlernte gesellschaftliche Bildung ein wenig zu imponieren, aber das Schicksal fügte es nun, daß sie ihn nicht minder rot und verlegen anstarren mußte als er sie.

Er seinerseits bemerkte nichts von ihrer Gemütsverfassung, er fand nur, daß sie sehr schön geworden war, daß ihr Haar sich zu einem vornehmen Knoten schürzte und daß ihre Blusenschleife auf einer wogenden Rundung leise zitterte. Letzteres machte ihm vollends klar, daß sie inzwischen eine Dame geworden war.

Es verging eine ganze Weile, ehe eines von beiden ein Wort hervorbrachte.

„Guten Tag — du,“ sagte sie dann mit einem leisen Aufflachen und streckte ihm ihre Rechte entgegen, denn sie merkte, daß sie die Oberhand hatte.

Er schwieg und lächelte sie an.

„Gib mir ein bißchen mein Tuch hervorziehen,“ fuhr sie fort.

Er tat es. — „So, nun fehr dich um.“ Auch damit war er einverstanden. „Nun ist's gut.“ Sie hatte sich wieder hingelegt, das Tuch rasch über die Füße geworfen und guckte nun zwischen den Maschen der Hängematte hindurch schelmisch zu ihm empor.

„Es ist wirklich 'ne Freude, daß ich wieder bei

dir bin“, sagte sie, „du bist doch der Beste von allen. Hast du dich auch nach mir gehangt?“

„Nein,“ erwiderte er wahrheitsgetreu.

„Ach geh — du,“ erwiderte sie und versuchte, sich schmollend nach der andern Seite zu drehen, aber da die Hängematte wieder in ein heftiges Schwanken geriet, so blieb sie liegen und lachte.

Er wunderte sich innerlich, daß sie so lustig war. Er hatte außer den Zwillingen noch niemanden so lachen gesehen. Und das waren Kinder.

Aber dieses Lachen gab ihm die Unbefangenheit wieder, denn er fühlte instinktiv, um wie viel älter er inzwischen geworden war als sie.

„Es ist dir wohl sehr gut gegangen — die ganze Zeit über?“ fragte er.

„Gott sei Dank — ja,“ erwiderte sie. „Mama kränkelt ein bißchen, aber das ist auch alles.“ — Ein Schatten flog über ihr Angesicht, war aber im nächsten Augenblick wieder verschwunden, und dann fuhr sie plaudernd fort: „Ich bin in der Stadt gewesen — ach, du — was ich da alles durchgemacht hab' — das muß ich dir bei Gelegenheit einmal erzählen. Tanzstunden hab' ich genommen. Auch Verehrer hab' ich gehabt — du kannst mir's glauben. Fensterpromenaden haben sie mir gemacht, anonyme Blumensträuße haben sie mir geschickt, auch Verse, selbstgemachte Verse. Ein Student war darunter, mit einem weißen Schnurrock und einer grün-weiß-roten Mütze — o, der verstand's! Was der einem nicht alles zu sagen wußte, — hinterher hat er sich mit der Betty Schirmacher verlobt, einer Freundin von mir, das heißt ganz heimlich, außer mir weiß es keiner.“

Paul atmete erleichtert auf, denn der Student hatte schon begonnen, ihm den Kopf warm zu machen.

„Und hast du dich nicht geärgert?“ fragte er.

„Weshalb?“

„Dß er dir untreu wurde.“

„Nein, darüber sind wir erhaben,“ erwiderte sie und zuckte die Achseln. „D, du — das sind ja alles grüne Jungen im Vergleich mit dir!“ Ein heißer Schreck überlief ihn bei dem Gedanken, daß man einen Studenten einen grünen Jungen nennen konnte, und noch dazu mit ihm selber verglichen.

„Mein Bruder ist kein grüner Junge,“ erwiderte er.

„Ich kenne deinen Bruder nicht,“ meinte sie mit philosophischer Ruhe, „der mag viel-

leicht keiner sein. — „Ja, ich bin viel, viel älter geworden,“ fuhr sie fort. „Literaturstunden hab' ich genommen — da hab' ich viel Schönes gelernt.“

Ein quälender Neid erwachte in ihm.

„Heb mal das Buch auf!“ — Er tat's. — „Kennst du das?“

Er las auf dem roten Deckel in goldener Pressung die Worte „Heines Buch der Lieder“ und schüttelte traurig den Kopf.

„Ach, dann kennst du nichts. — Was da alles drin steht! Du, das Buch muß ich dir leihen! Das lies — da lernt man was daraus! Und wenn man eine Weile drin gelesen hat — dann kommt einem meistens das Weinen an.“

„Ist es denn so traurig?“ fragte er und sah den roten Deckel mit beklommener Neugier.

„Ja, sehr traurig, so schön und so traurig wie — wie — bloß von Liebe ist die Rede, von weiter gar nichts, und man fühlt, wie die Sehnsucht einen übermannnt, wie man fliegen möchte nach dem Ganges, wo die Lotosblumen blühen und wo —“

Sie stockte, dann lachte sie hell auf und meinte: „Ach, das ist zu dummi — nicht?“

„Was?“

„Was ich da schmaße.“

„Nein — ich möcht' dich mein Lebtag so reden hören.“

„Ja — möchtest du? — Ach, du — hier ist es mollig! Ich komm' mir so geborgen vor, wenn du dabei bist.“ — Und sie streckte sich in dem Netzwerk aus, als wollte sie mit dem Kopf nach seiner Schulter hin.

Ein seltsames Gefühl von Glück und Freuden überkam ihn, wie er es seit langem nicht gekannt hatte.

„Warum schaust du fort?“ fragte sie...

„Ich schaue nicht fort.“

„Doch... Du mußt mich anschauen. Das hab' ich gern... Du hast so ernste, treue Augen... Du, jetzt weiß ich auch, womit ich die Lieder da vergleichen soll!“

„Nun, womit?“

„Mit deinem Pfeifen. Das ist auch so — so — na, du weißt schon... Pfeifst du denn auch noch manchmal?“

„Selten!“

„Und die Flöte hast du wohl auch nicht spielen gelernt?“

„Nein.“

„O pfui! — Wenn du mich lieb hast, dann

tust du's... Ich werde dir auch das nächste Mal eine schöne Flöte schenken!“

„Ich habe nichts dir wieder zu schenken!“

„Doch — du schenfst mir all die Lieder, die du spielfst. Und wenn dir recht wehe ums Herz ist... na, lies nur in dem Buche — da steht alles.“

Paul sah es von allen Seiten. „Was muß das für ein seltsames Buch sein!“ dachte er.

„Und nun erzähl mir von dir!“ sagte sie. „Was tust du? Was treibst du? Was macht deine liebe Mama?“

Paul sah sie dankbar an. Er fühlte, daß er heute würde reden können, ganz wie ihm ums Herz war, — da fuhr's ihm plötzlich durch den Sinn, daß die Frühstückspause längst vorüber war und daß der Knecht mit den Pferden auf ihn wartete. Bis Mittag mußte er fertig sein, denn nach dem Essen sollte das Fuhrwerk mit einer Fuhr Torf, die er heimlich hatte stechen lassen, in die Stadt.

„Ich muß an die Arbeit,“ stammelte er.

„Ach wie schade! Und wann bist du fertig?“

„Um Mittag.“

„So lange kann ich nicht warten, sonst ängstigt sich Mama. Aber in den nächsten Tagen komm' doch wieder einmal ausschauen — vielleicht findest du mich. Jetzt will ich noch eine Stunde hier liegen und dir zugucken. Es sieht prächtig aus, wenn du mit deinem schneeweissen Tuche auf und nieder schreitest und die Körner um dich her sprühen.“

Er reichte ihr stumm die Hand und ging.

„Das Buch werd' ich hier liegen lassen,“ rief sie ihm nach, „hol's dir, wenn du fertig bist...“

Der Knecht lächelte verschmitzt, als er ihn kommen sah, und Paul wagte kaum die Augen zu ihm aufzuschlagen.

Jedesmal, wenn er in seiner Arbeit an der Stelle vorüberging, an der sie drüben im Walde ruhte, richtete sie sich halb auf und winkte ihm mit dem Taschentuche. Gegen zwölf Uhr wickelte sie ihre Hängematte zusammen, trat an den Waldrand und rief durch die hohle Hand ihr Lebewohl...

Er nahm zum Dank die Mütze ab, der Knecht aber schaute nach der andern Seite und pfiff sich eins, als wollte er nichts bemerkt haben...

Während der heutigen Mittagsmahlzeit wandte die Mutter keinen Blick von ihrem Sohne, und als sie mit ihm allein war, trat sie

auf ihn zu, nahm seinen Kopf in ihre beiden Hände und sagte: „Was ist dir passiert, mein Junge?“

„Weshalb?“ fragte er verwirrt.

„Dein Auge leuchtet so verfänglich.“

Er lachte laut auf und lief von dannen; als

Er saß bis gegen Mitternacht in seiner Kammer, den Kopf in die Hände gestützt. Das geheimnisvolle Buch lag auf seinen Knien, aber darin lesen konnte er nicht, denn der Vater hatte ihm verboten, abends Licht zu brennen. Er mußte warten bis zum Sonntag.



Esther Mangold, Basel: Doppelbildnis.

sie ihn aber beim Abendbrot noch immer anschaute — fragend und traurig zugleich — daß es ihm weh, daß er ihr kein Vertrauen geschenkt hatte, er ging ihr nach und gestand ihr, was ihm widerfahren war.

Da flog es wie Sonnenschein über ihr vergrämtes Gesicht, und als er mit glühenden Backen verschämt von dannen schllich, schaute sie ihm feuchten Auges nach und faltete die Hände, wie um zu beten.

Er dachte darüber nach, wie anders sie geworden war. — Hätte sie nur nicht so oft gelacht. Ihr Frohsinn entfremdete sie ihm, und das volle, blühende Leben, von dem sie sich tragen ließ, rückte sie weit, weit fort in jenes ferne Land, wo die Glücklichen wohnen. Und schien sie an Lieb' und Güte auch die alte, sie mußte ihn ja verachten lernen, er war ja bloß ein Bauernjunge und dumm und linkisch und trübselig dazu.

In seinem Kopfe wogte ein mirres Durch-einander von Glück und Scham und Selbstvorwürfen, denn er fand, daß er sich weit würdiger und weit vornehmer hätte benehmen können. — Hierin mischte sich eine rätselhafte Angst, die ihm fast die Kehle zuschnürte, — wiewohl er vergebens in seiner Seele nachforschte, wem sie wohl gelten möchte.

Am nächsten Vormittag sah er vom Hofe aus, auf dem er Pfähle eingrub, etwas Weißes am Walbrande sich hin und her bewegen. — Er biß die Zähne zusammen in Weh und Zingrinn, aber er brachte es nicht übers Herz, seine Arbeit zu verlassen.

Noch zwei Tage lang fand das Weisse sich ein — dann blieb es verschwunden.

Am Sonntagvormittag holte er sich das Liederbuch aus seinem Kasten und wanderte damit nach dem Walde, — zur Mahlzeit blieb er aus, — und am Abend fanden ihn die Zwillinge, die auf der Heide Haschen spielten, pfeifend unter einem Wacholderbusche liegen, während ihm die Tränen über die Wangen liefen.

So übersetzte er sich das „Buch der Lieder“ in seine Sprache.

*

Kurze Zeit darauf hörte er, daß Frau Douglas von den Ärzten ein dauernder Aufenthalt im Süden angeordnet sei und daß Elsbeth sie begleiten werde.

„Es ist ganz gut so“, sagte er sich, „dann wird sie mir nicht mehr so viel im Kopfe herumspuken.“ Lange war er unschlüssig, ob er ihr das entliehene Buch wiederschicken solle oder nicht; er hätte es gern behalten, aber sein Gewissen ließ das nicht zu. Er wartete auf eine günstige Gelegenheit — bis er erfuhr, daß sie abgereist sei. Da gab er sich zufrieden.

9. Kapitel.

Fünf Jahre vergingen — fünf Jahre voll Sorgen und Mühen. Paul ließ sich das Leben gar sauer werden, er schaffte von morgens früh bis in die Nacht hinein, seine fleißige Hand lag auf jeglichem Werke, und was er anfaßte, gedeih. Aber er merkte es kaum, denn allstündig ging sein Geist sorgend in die Zukunft.

Seine Stirn trug zu allen Stunden die gleichen Falten, sein Auge schaute mit dem gleichen gedankenschweren, grüblerischen Ausdruck vor sich nieder, gleichsam ins Innere hinein, und

oft vergingen Tage, ohne daß er bei Tisch und bei der Arbeit ein einzig Wort gesprochen hätte.

Er trug die Überzeugung, daß im Grunde sein Schaffen ein hoffnungsloses war. Auf des Vaters Dank hatte er niemals rechnen können, und er lernte leicht ihn verschmerzen, aber was er schwerer lernte, war, sich geduldig fügen, wenn des Vaters Laune in einer Stunde zerstörte, was er mühsam durch Wochen hin aufgebaut hatte.

Wenn der Vater von seinen Reisen heimkam, so geschah es nicht selten, daß er ihn vor den Ohren der Knechte einen Binsel, einen Dummkopf schalt und sich bitter beklagte, die Wirtschaft in so unfähigen Händen zurücklassen zu müssen, wenn die Pflicht — niemand wußte, welche Pflicht dies war — ihn in die Ferne rief.

Paul schwieg alsdann, denn tief in seinem Herzen ruhte das Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren. — Den Vater um der Mutter willen,“ so hatte er es umgemodelt — aber sein Auge glitt mit einem düster spähenden Blicke von einem der Knechte zum andern, und wen er lächeln oder in heimlicher Schadenfreude des Nachbars Elbbogen streifen sah, den entließ er am folgenden Morgen.

Einen unter den Knechten gab es, der fast die ganze Zeit über auf dem Heidehof gearbeitet hatte. Er hieß Michel Raudzus und war von litauischer Herkunft. Er bewohnte auf der Heide unweit von Helenental eine armelige, verfallene Kate, deren Wände mit Torf belegt waren, damit sie der Sturm nicht umfegte. Er hatte ein verwahrlostes Weib, das schon zweimal im Gefängnis gesessen hatte und die Kinder zum Betteln anhielt.

Er war ein schweigamer, finsterer Gesell, der seine Arbeit musterhaft verrichtete und ohne ein Wort des Murrens von dannen ging, wenn man ihn nicht mehr brauchte, aber auch pünktlich zur Stelle war, wenn es von neuem Arbeit gab.

Paul hatte ihn anfangs nicht leiden mögen, denn sein wortfarges, einsames Wesen und seine scheuen, düsteren Mienen hatten auf ihn einen unheimlichen Eindruck gemacht, aber dann war er plötzlich auf den Gedanken gekommen, daß er selber sich nicht viel anders betrage, und seit dieser Stunde hatte er ihn in sein Herz geschlossen.

Der Vater seinerseits schien einen gewissen Respekt vor ihm zu haben, denn obwohl er,

wenn er betrunken war, die Knechte durchzuprügeln pflegte, hatte er ihn noch niemals angerührt. — Es war, als ob der Blick, den der Mensch unter seinen buschigen Brauen hervor ihm zuwarf, ihn im Zaume hielte.

Dieser Knecht war Pauls treuester Gehilfe. Ihm konnte er selbst den Marktverkauf des Getreides anvertrauen, und stets mußte er die höchsten Preise zu erhandeln. —

Daß trotzdem von einem beginnenden Wohlstand keine Rede sein konnte, daran war nur der Vater schuld, der den größten Teil der Einkünfte verspekulierte, wenn er sie nicht durch die Gurgel jagte.

Hinter seinem Rücken hatte Paul es möglich gemacht, daß wenigstens für die Geschwister allmonatlich ein paar Taler erübrigt wurden.

Die Brüder brauchten mehr Geld denn je.



Ernst Hodel: Pferde.

Auf dem stillen Heidehof hatte sich in diesen fünf Jahren langsam und unmerklich eine große Veränderung vollzogen. Mehr und mehr verloren sich die Spuren der Armut, seltener und seltener kehrte die Not bei Tische ein. — Im Garten zeigten sich zierliche Blumenrabatten, in langen Reihen standen die Schoten- und die Spargelstauden, und der brüchige Bretterzaun war längst durch einen neuen ersetzt worden. — Die Herde wuchs alljährlich um zwei oder drei wertvolle Kühe, und der Milchwagen, der allmorgendlich nach der Stadt fuhr, brachte am Ersten manchen schönen Groschen heim.

Max hatte das Staatsexamen gemacht und absolvierte nun unentgeltlich sein Probejahr bei einem Gymnasium; und Gottfried, der Kontorist, war alljährlich etliche Monate außer Stellung. Die beiden schrieben Bittbriefe in allen möglichen Tonarten, von der jovialen Forderung: „Pump mir mal sofort dreißig Taler“ bis zum herzzerreißenden Flehen: „Wenn Du nicht willst, daß ich zugrunde gehen soll, so habe Erbarmen“ und so weiter.

Paul verbrachte manche schlaflose Nacht über dem Sinnen, wie ihnen zu helfen wäre, und nicht selten geschah es, daß er sich das Geld am eigenen Leibe absparte.

Einmal hatte ihm Gottfried geschrieben, daß er gänzlich abgelebt sei und notwendig einen Sommeranzug brauche. Paul wollte sich gerade einen Sonntagsrock machen lassen, denn sein alter war ihm ausgewachsen; seufzend packte er das Geld, das er dafür bestimmt hatte, in ein Kuvert und schickte es dem Bruder, ließ aber in dem Begleitbriefe etwas davon einfließen, daß es mit seiner eigenen Garderobe nicht minder übel bestellt sei. Der Bruder zeigte sich großmütig, er schickte ihm vierzehn Tage später ein Paket mit Kleidern und einen Brief, in dem es hieß: „Ich schicke Dir anbei einen abgelegten Anzug von mir. Du in Deiner anspruchslosen Stellung wirst ihn wohl noch verwerten können.“

Auch den Zwillingen hatte Paul eine glänzendere Zukunft ermöglicht, als die gedrückten Verhältnisse des Hauses es erwarten ließen. Er hatte dahin gewirkt, daß die Pfarrerin, eine ehemalige Gouvernante, sie in die Privatschule aufnahm, die sie für die Töchter wohlhabender Besitzerfamilien aus der Umgegend errichtet hatte.

Das Schulgeld war nicht das schlimmste dabei — auch die Bücher und Hefte ließen sich wohl aufstreben — aber schwer, sehr schwer war es, die nötige Garderobe instand zu halten, denn sein Stolz litt es nicht, daß die Schwestern hinter ihren Freundinnen zurückblieben und etwa als Bettlerkinder von ihnen betrachtet wurden.

Herbst greift mit seinen Nebelhänden
In grüne Landschaft sacht hinein —
Er birgt die Ferne hinter Wänden,
Spinn Haus und Garten traurlich ein.

Wir wissen's, 's ist uralt Geschehen.
Umsonst greift Wehmut in das Rad —
Stets wird uns Blattfall neu verwehen
Des Herbstes abend-gold'nen Pfad.

Paul Naef.

Herbst.

Und trifft noch durch die Himmelslücke
Der milden Sonne satter Strahl,
Zum letzten Flug setzt an die Mücke —
Wie Flammen zünden Berg und Tal.

In einsamer Inselwelt.

Reiseindrücke aus Sardinien von Jakob Job.

Allabendlich fährt ein Dampfer von Civitavecchia hinüber nach Sardinien, der einsamen Insel, stößt ab im Abendlicht und kommt im Morgengrauen drüber an. Meist ist er fast menschenleer; aber als wir am hohen Donnerstag uns einschifften, war er von einer bunten

Menge erfüllt: Offizieren und Soldaten, die über die Östertage in die Heimat auf Urlaub gingen, Angestellten, die über die Festtage wieder einmal die Mutterinsel besuchen wollten, Ausflüglern, die es wagten, einmal in die terra ignota hinüber zu fahren. Daran hat-

ten würden. Er selbst hatte das Gefühl, über die Achsel angesehen zu werden, allzu sehr an sich kennen gelernt, um es den Schwestern zu gönnen.

In der Mutter fand er selbst für diese weiblich gearteten Sorgen keinen Rückhalt mehr. Sie war nun durch die steten Scheltreden ihres Mannes so verängstigt, daß sie nicht mehr den Mut fand, einen festen Band auf eigene Verantwortung einzukaufen.

„Was du tuft, mein Sohn, wird gut sein,“ sagte sie; und Paul fuhr zur Stadt und ließ sich von dem Stoffhändler und von der Schneidern betrügen.

Die Zwillinge blühten empor, sorglos und übermütig, ohne eine Ahnung davon, welch ein Trauerspiel sich in ihrer nächsten Nähe abspielte.

In ihrem zehnten Jahre prügelten sie sich mit den Jungen des Dorfes herum, im zwölften gingen sie mit ihnen auf den Birnendiebstahl, und im fünfzehnten ließen sie sich von ihnen Beilchensträuße schenken ...

Sie galten nun weit und breit als die schönsten Mädchen der Gegend. Paul wußte das wohl und war nicht wenig stolz darauf, aber was er nicht wußte, war, daß sie sich hinter dem Gartenzaune Stelldichein gaben und daß die Hälfte ihrer Konfirmationsbrüder sich rühmen durfte, ihre süßen, roten Lippen geküßt zu haben. —

(Fortsetzung folgt.)